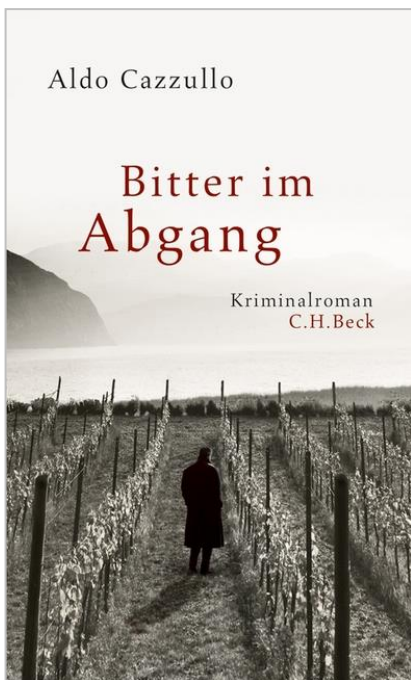


Unverkäufliche Leseprobe



Aldo Cazzullo
Bitter im Abgang
Kriminalroman

Aus dem Italienischen von Petra Kaiser
152 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-66038-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13095251>

[...]

Der Kommissar merkte schnell, dass hier irgendetwas nicht stimmte. Schon bei seiner Ankunft im Wald oberhalb von Costamagna hatte er einen roten Panda wegfahren sehen, der es für einen Sonntagmorgen ungewöhnlich eilig hatte. Außerdem hatte man an Morescos Geländewagen einen Reifen zerstoehen. Die Erde an seiner kleinen Schaufel war noch feucht – offenbar hatte er gerade etwas ausgegraben. Beim Sturz hatte sein massiger Körper von eins achtzig, Ergebnis von achtzig Jahren ausgiebiger Ess- und Trinkgelage, einen messerscharfen Abdruck in den feuchten Grund gezeichnet. Rundherum Spuren von Stiefelsohlen.

Der Kommissar dachte, dass bei Morescos Tod rein gar nichts in Ordnung war. Aber das wunderte ihn nicht. Inzwischen wusste er, dass es hierzulande grausam zugeht, wenn nötig, noch grausamer als in seiner Heimat im Aspromonte. Selbst mit dem Hund stimmte etwas nicht. Er saß nicht etwa winselnd neben seinem Herrchen, bellte nicht einmal, sondern fraß halb versteckt hinter einer Buche an einem Trüffel.

Alba,

Donnerstag, 19. April 1945, 2 Uhr morgens

Mit einem Gewehrschuss sprengte Domenico Moresco den Türriegel und das gesamte Schloss des Pfarrhauses.

«Bist du verrückt? Willst du die ganze Stadt aufwecken? Auch Spitzel und Faschisten?»

«Die Faschisten kuschen und werden schön brav die Klappe halten, die haben kapiert, dass ihre Zeit vorbei ist. Ich kann nicht die ganze Nacht mit Klopfen verbringen. Und in der Kirche war ich seit zwanzig Jahren nicht mehr, verdammt ...»

«Und da hast du dir gedacht, wenschon, dennschon. Bravo. Hör wenigstens auf zu fluchen. Es bringt schon genug Unglück, mit der Waffe in der Hand in die Kirche einzudringen.»

«Still, Alberto! Und schön brav die Klappe halten, wie die Faschisten, hörst du? Der Pfarrer kommt schon», sagte Moresco und grinste siegessicher.

Auch Don Tadini hatte ein Gewehr in der Hand. In

solchen Zeiten konnten selbst die Priester schießen. Und überhaupt, seit man ihm dieses goldene Kuckucksei ins Nest gelegt hatte, schlief er mit dem Gewehr unterm Bett.

«Wer ist da?»

«Wir sind's, Priester. Kein Grund zu schreien. Hör auf zu brüllen.»

Die leicht abschätzig Anrede hatte Moresco absichtlich gewählt. Er wollte ihn nicht bloß einschüchtern, sondern ihm unmissverständlich zu verstehen geben, dass sich mit dem Krieg alles verändert hatte. Nun hatte er keine Angst mehr vor ihm, ja nicht einmal mehr besonderen Respekt. Selbst die Landarbeiter und die Armen der Stadt würden sich nicht mehr ehrfürchtig vor dem Pfarrer verneigen.

«Was wollt ihr?»

«Das weißt du genau.»

Da begriff Don Tadini, dass es für ihn schlecht aussah.

*San Benedetto Belbo,
Sonntag, 17. November 1963*

Amilcare Braidà war immer schon der Überzeugung gewesen, der November sei ein guter Monat zum Sterben. Vor allem hier in den Langhe.

Im November beginnt in den Langhe der Wein zu reifen, die Trüffel sprießen. Die Blätter an den Weinstöcken werden bunt, rot, granatapfelfarben, violett, rubinrot. Noch ist es nicht kalt, und am Ende der sonnigen Tage senkt sich der Nebel herab wie eine Decke. Tatsächlich hatte Amilcare Braidà nicht mehr lange zu leben. Jetzt aber schien ihm ein vorzeitiger Tod, den er immer für einen Glücksfall gehalten hatte, übereilt. Es war nicht so, dass er sich davor gefürchtet hätte. In seiner Partisanenzeit hatte er den Tod etliche Male, wenn nicht gesucht, so doch erwartet. Und in den langen Winternächten hatte er seinen Kampfgefährten, den Garibaldini wie den Autonomen, die Geschichte von Kleobis und Biton erzählt; sein Griechischlehrer hatte sie an jedem ersten Schul-

tag zum Besten gegeben, um die neuen Gymnasiasten zu beeindrucken, als wolle er gleich einmal testen, wer von ihnen der Grausamkeit der Klassiker gewachsen war. Die Mutter von Kleobis und Biton war eine Priesterin der Hera. Als sie eines Tages zum Opferfest in den Tempel musste, aber kein Ochsenge-spann zur Verfügung stand, spannten sich die Brüder selbst ins Joch und zogen den Wagen. Gerührt betete die Mutter zur Göttin Hera und bat, ihren beiden Söhnen zum Dank das Beste angedeihen zu lassen, was ein Mensch erreichen könne. Am nächsten Tag fand sie die beiden tot vor. «Das Beste ist, nie geboren zu werden oder früh zu sterben.»

Die Partisanen reagierten unterschiedlich. Die Garibaldi waren empört; ihrer Meinung nach war der Mensch zur Tat geschaffen, zum Sieg, zur Revolution, der Tod war was für Faschisten; und bald kursierte das Gerücht, Amilcare bringe Unglück. Die Autonomen hörten ihm zwar schweigend zu, aber auch sie zeigten sich nicht besonders beeindruckt. Alle blickten zu Tobia, dem Anführer, der für alles eine Erklärung hatte.

«Wie weit haben sie den Wagen gezogen?», fragte er.

«Fünfundvierzig Stadien.»

«Als da wären?»

«Ungefähr acht Kilometer.»

«Versuch du mal, einen Ochsenwagen acht Kilometer

weit zu ziehen. Da kriegst du auch einen Herzschlag. Vor allem bei den vielen Zigaretten, die du rauchst.» Diese Antwort hatte Amilcare gefallen. Das war auch einer der Gründe, warum er sich schließlich den Autonomen angeschlossen hatte.

Zu guter Letzt hatten ihm die Zigaretten keinen Infarkt beschert, sondern Schlimmeres. Inzwischen hatte sich Amilcare damit abgefunden, dass er sterben würde, ohne den Roman seines Lebens beenden zu können. Aber die Geschichte vom Schatz der Vierten Armee, die durfte nicht unvollendet bleiben, die musste er unbedingt noch aufschreiben, bevor er starb.

Capri,

Sonntag, 25. April 2011, 9.30 Uhr

Im Bademantel stand Antonio Tibaldi auf der Terrasse. Im April ebenso wie im Dezember fuhr er gerne in den Süden. Im Sommer war es überall heiß, auch in Alba. Ende April jedoch war es in Alba an manchen Tagen noch recht winterlich. Deshalb fuhr er gern Ende April, bevor die ersten Touristen kamen, und Anfang Dezember, nachdem die letzten wieder weg waren, in seine Villa auf Capri. Seine Freunde aus Neapel sagten zu ihm, er gleiche Axel Munthe oder sogar Tiberius, wenn er mit dem Gestus des Ästheten oder des Kaisers auf den Horizont deutete, um seinen Gästen den Vesuv, Sorrento oder Praiano zu zeigen, die dann, um ihm einen Gefallen zu tun, so taten, als wäre ihnen das völlig neu. Tibaldi ließ sie reden. Über Tiberius wusste er gerade mal, dass er ein antiker römischer Kaiser war. Über Axel Munthe, dass er schwul war.

Tibaldi war kein besonders kultivierter Mensch. Aber

sagenhaft reich und stets auf der Hut. Als junger Mann war er ein richtiges Arbeitstier gewesen. In der Resistenza hatte er nicht gekämpft. Es war ihm gelungen abzutauchen, allerdings nicht in irgendein Loch wie so mancher Feigling, der sich in dieser Zeit tot stellte. Die Priester hatten ihn aufgenommen und bei sich im Seminar versteckt. Monatelang durfte er das Haus nicht verlassen, nicht einmal nachts. Denn die Faschisten waren ganz in der Nähe stationiert. Deshalb hatte ihm Pater Bergoglio, der Rektor, streng verboten, sich draußen blicken zu lassen. Wenn Deutsche gesehen wurden oder es nur das Gerücht gab, sie seien in den Bergen gesehen worden, brachte ihm der Pater einen Talar und verlangte, dass er sich als Priester verkleidete. Und als auch das Seminar requiriert wurde, nahm Pater Bergoglio ihn zu sich ins Pfarrhaus. Tibaldi machte alles mit. Er war dem Priester dankbar dafür, dass er ihm den Krieg erspart hatte und ihm offenbar aufrichtig zugetan war. Doch manchmal bekam er Schuldgefühle, schämte sich wie ein Deserteur und bat darum, gehen zu dürfen, um mit seinen Freunden zu kämpfen. Dann nahm Pater Bergoglio seinen Kopf zwischen die Hände und flüsterte: «Sei still. Geh schlafen. Deine Zeit kommt noch. Bald wird ein neuer, nicht weniger wichtiger Krieg ausbrechen, und dann musst auch du kämpfen. Aber jetzt musst du dich ausruhen.»

Das Handy klingelte. Es war das Büro in Alba. Tibaldi zuckte widerwillig. Sein Sekretär verstand und nahm den Anruf entgegen. Tibaldi hörte ihn nur ein paar knappe Fragen stellen «Was ist passiert?» Dann: «Um wie viel Uhr?» Und schließlich: «Wo wurde er gefunden?» Der Sekretär wirkte nicht sonderlich erschüttert. Er dachte gerade darüber nach, wie er die Nachricht am besten überbringen könnte, ohne seinen Chef zu stören, da hörte er diesen ein wenig leiser als gewöhnlich sagen: «Wer ist es diesmal?»

«Domenico Moresco. Herzinfarkt. Na ja, immerhin war er schon weit über achtzig ...»

Beim Anblick der finsternen Miene seines Chefs verstummte er. Ein Fauxpas, dachte er insgeheim. Allerdings war Tibaldi mindestens fünf Jahre jünger als der Tote. Der Sekretär hielt den Atem an. Aber er war schon in viel größere Fettnäpfchen getreten bei diesem komischen, misstrauischen Mann, der lächelte, wenn andere schwarz sahen, und dessen Miene sich verfinsterte, wenn alles scheinbar bestens lief, und der selbst bei der Polizei seine Leute hatte, die ihn über alles informierten, auch wenn in der Stadt eigentlich nie irgendetwas passierte.

«Dottore, die Beerdigung ist bestimmt erst in zwei Tagen. Und die amerikanischen Gäste reisen heute Abend ab. Also, alles kein Problem ...»

Aber Tibaldi war schon dabei, den Bademantel abzu-

werfen. «Bestell den Hubschrauber. Wir kehren sofort nach Alba zurück.»

Alba,

Donnerstag, 19. April 1945, 2.10 Uhr

«Moresco, es hat keinen Sinn zu insistieren. Ich habe keine Ahnung, wo das Geld ist. Ich weiß nicht einmal, ob es überhaupt existiert. Wer hat dir eigentlich gesagt, dass ich es habe? Wie kommst du darauf?»

Don Tadini hatte sich wieder ein wenig gefasst. Immerhin war er der Pfarrer von Madonna Moretta. Ein Mann, der von den Mitgliedern seiner Pfarre gefürchtet und von allen in Alba respektiert wurde. Doch Moresco besaß die Arroganz der Zwanzigjährigen und des Krieges und dachte, dass er mit seiner Ballelei genau das Richtige getan hatte.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de